

guten Willen der Bundesrepublik zu einer echten Wiedergutmachung anerkennen müssen, soviel ungelöste Probleme noch offen sind und so unbefriedigend manches gelöst wurde.⁴⁾

Möge das Buch weite Verbreitung finden. Neben interessierten juristischen Praktikern und Laien würden es auch Studenten und junge Juristen in der Ausbildung mit Gewinn lesen. Für die weitere Auflage wäre ein Sachregister anzulegen und eine Kürzung der umfangreichen Darstellung der Rückerstattungsgesetze der Besatzungsmächte zu Gunsten breiteren Raumes für das Bundesentschädigungsgesetz, insbesondere S. 78 ff. (Schadensarten).

4 s. Küster a. a. O.

Hermann Sinsheimer: Shylock. Die Geschichte einer Figur. München 1960. Ner-Tamid-Verlag. 215 Seiten.

Als Shakespeares Drama nach dem Kriege, „nach Auschwitz“, auf deutschen Bühnen erstmals wieder aufgeführt werden sollte, gab es öffentliche Proteste. Aber auch weniger vordergründig Denkende warnten. Hatten sie recht? Ist Shakespeare mit seinem Stück wirklich ein antisemitischer Vorläufer gewesen? Immer wieder haben Juden ihrem Schmerz darüber zum Ausdruck gegeben, wie der größte Dichter englischer Zunge ihr Volk gezeichnet hat.

Hermann Sinsheimer hat seine Studie in den dunklen Jahren 1936 und 1937 geschrieben, in Deutschland, in Berlin. Wie durch ein Wunder wurde der Druck genehmigt. Victor Gollancz publizierte 1947 das Werk in englischer Sprache. Die nun nach dem Tode Hermann Sinsheimers von Hans Lamm besorgte zweite deutsche Ausgabe bringt die Originalfassung zugleich auf den neuesten Stand der Shakespeare-Forschung. Wissenschaftlich sorgfältig und vom Pathos menschlicher Freiheit getragen, erhellt Sinsheimer sein Shylock-Bild auf dem Hintergrund geschichtlicher Voraussetzungen, von Mythos und Fabel. Die Studie über Shylock ist aber zugleich ein fesselndes Bild Shakespeares und des elisabethanischen Theaters. Für Sinsheimer ist Shylock – trotz allem – kein Geldjude. Er tritt nicht unterwürfig und feig auf, vielmehr gebieterisch und fordernd. Er stellt die Frage nach dem Recht. Shylock ist – bei aller Verpuppung und Vermummung des Theaters – ein erster emanzipatorischer Akt. Die Beförderung der Kreatur zum Menschen. Die dunkle Musik vom Dulden als Erbteil jüdischen Stammes, die das Stück bis zum 5. Akt durchzieht, verhallt für Sinsheimer vor dem Pathos der Klage, ja Anklage, dem Sichaufbäumen gegen das Unrecht. Shylock transzendiert auch damit aus dem aktuell Persönlichen ins schicksalhaft Historische. Wo Shakespeare antisemitisch erscheint, ist es der Protest gegen das Puritanisch-Calvinistische seines Zeitalters, eine Demonstration für die Menschenrechte. So hat denn auch Hans Braun zu Sinsheimers Studie kritisch bemerkt, der Glaube der dieser Deutung zugrundeliege, sei der Glaube des Rationalisten: Der Glaube an den durch die Aufklärung irgendwann einmal vernünftig und damit menschlich werdenden Menschen. Damit ist Sinsheimers letzter und tiefster Irrtum gesehen. Dort wo sein Weg eine Richtung nimmt, die sich von Shakespeare trennt. Dieser stellte den leidenden, verzweifelten, mit der Erbschuld beladenen Menschen dar. Sein Shylock zielt nicht durch alle Unzulänglichkeit auf ein irdisch vernünftiges Paradies. Wo für Sinsheimer nur (behebbarer) Mißverständnisse sind, begreift Shakespeare den ganzen Menschen und das tief Diabolische menschlicher Geschichte. Das aufgeklärte Judentum war nicht minder als das aufgeklärte Christentum für diese Dimension blind und erfaßte darum nicht, daß aller Terror unseres Jahrhunderts, wie von Tocqueville und Jacob Burckhardt vorausgesehen, folgerichtig aus dem gewalttätigen Menschenbild der fortschrittsgläubigen Geisteswelt der französischen Revolution stammten. 1933 fing 1789 an, oder bei Jean Jacques Rousseau. Dennoch müssen wir Hermann Sinsheimer, der nun schon über zehn Jahre tot ist, danken. Sein Shylock-Bild läßt nachdenken.

Um aber schließlich auf die zu Anfang gestellte Frage zurückzukommen: Sollen wir den „Shylock“ spielen? Wir sollen. Auch „nach Auschwitz“. Erst recht „nach Auschwitz“. Wenn wir die Augen jetzt vor dem ganzen Menschenbild verschließen, würden sie uns von den totalitären technokratischen Menschheitsbeglückern bald und grausam geöffnet werden.

Martin Buber: Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre. Heidelberg 1960. Verlag Lambert Schneider. 51 Seiten.

Auch in dem neuen, äußerlich schmalen aber gewichtigen Werk des großen jüdischen Religionsdenkers geht es ihm um die Begegnung des europäischen Menschen mit der „chassidischen Botschaft“, jener mystischen Bewegung, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts im östlichen Judentum entstand. Der Mensch, so beschreibt Buber die Situation, baut sein Dasein zu einem „Versteckapparat“ aus, um der Verantwortung für das gelebte Leben zu entgehen. Indem er sich so vor dem Angesicht Gottes versteckt, verstrickt er sich tiefer und tiefer in die eigene Not und Ausweglosigkeit. (Max Picard hat in seiner „Flucht vor Gott“ dies vom Christlich-Eschatologischen her gezeigt.) In diese Grundsituation fällt die Frage Gottes, die den Menschen aufrühren, ihm zeigen will, wohin er geraten ist. Gottes Frage will im Menschen den großen Willen wecken, aus der Misere herauszugelangen, – aber nicht in einer falschen Selbstbesinnung, die eine Umkehr nur als hoffnungslos erscheinen lassen will. Der „besondere Weg“ des Chassidismus, ist der Weg den jeder einzelne Mensch nach dem Maß der ihm geschenkten Möglichkeiten gehen kann: Diese Aussage, daß alles, was der Mensch tut, ein Weg zu Gott sein kann, wenn er es nur so tut, daß es zu IHM führt, steht beim Wort Jesu von den vielen Wohnungen im Hause des Vaters (Joh. 14, 1). Buber sieht indes den Hauptpunkt, in welchem sich Christentum und Judentum scheiden (oder doch einen derselben), darin, daß im Christentum das eigene Seelenheil zum höchsten Ziel wurde, – eine nur bedingt und nur für gewisse historische Ausprägungen des christlichen Glaubens voll zutreffende Unterscheidung, denn richtig verstandenes Christentum stellt so wenig wie das Judentum das eigene Seelenheil in den Mittelpunkt des Glaubens.

Der eigentliche Trennpunkt ist – jedenfalls Bubers Judentum gegenüber – ein anderer: Gott will, so sagt der chassidische Lehrer, sich vom Menschen in die Welt ziehen lassen, „und alles Leid wird gestillt sein“ (S. 48). Zwar gibt es auch für den Christen die Einwohnung Gottes, zumal in der sakramentalen Begegnung. Aber der Christ glaubt, daß sich die Welt letztlich nicht immanent heilen und heiligen lassen wird, – soviel Edles auch getan werden mag – sondern erst im Gericht des wiederkehrenden Herrn, dem, dieses harte Zeugnis der Schrift sollte nicht verkürzt werden, nicht ein humanistisches Paradies vorausgehen wird, sondern die *Pseudogottes Herrschaft* des Widersachers. Christliches Dasein findet daher seine Fülle nicht in der Heiligung der heillosen Welt, sondern im Zeugnis für den kommenden Christuskönig, sei es wider alle Hoffnung und Vernunft.

H. O. Pelsner

Martin Buber: Begegnung. Autobiographische Fragmente. Kohlhammer. Stuttgart 1960. 59 Seiten.

Es ist von hohem Reiz, in diesen Erinnerungen dem Werden eines Menschen nachgehen zu dürfen, der zu den bedeutenden Persönlichkeiten des Geisteslebens unserer Zeit gehört. In den Großeltern väterlicherseits im galizischen Lemberg, bei denen der Heranwachsende entscheidende Jahre der Kindheit und Jugend verbrachte, formten ihn Menschen von adeliger Kultur. In dem geistigen Klima, das sie dem Knaben boten, konnte sich seine ungewöhnliche Sprach- und Sprachenbegabung entfalten, nicht nur zu spielender Beherrschung verschiedener Idiome, sondern auch die besondere Fähigkeit, in den Geist einer Sprache einzu-